

**Lars-Arne Dannenberg/Dietrich Scholze (Hrsg.): Stätten und Stationen religiösen Wirkens. Studien zur Kirchengeschichte der zweisprachigen Oberlausitz.** Domo-wina-Verlag: Bautzen 2009 (Schriften des Sorbischen Instituts/Spisy Serbskeho insti-tuta; 48), 336 S., mit Karten und sw. Abb.

Die Oberlausitz bildet eine Region sui generis: historisch, politisch, sozio-ökonomisch, kulturell, ethnisch. Sie ist von einer eigenartigen Doppelgesichtigkeit: im Norden die Heidelandschaft, im Süden die Berge; im Norden bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts vorwiegend agrarisch dominiert, im Süden stärker industrialisiert; im Norden lange Zeit zusammenhängend von Wenden bzw. Sorben, im Süden größtenteils von Deutschen bewohnt. Die Siedlungsstrukturen in Nord und Süd unterscheiden sich beträchtlich. Können die Wenden/Sorben zu Recht als die ursprüngliche Bevölkerung dieser Region gelten, so sind die Deutschen als Kolonisten ins Land gekommen bzw. gerufen worden. Daraus ergab sich ein Nebeneinander der beiden Bevölkerungsteile, das einerseits von Spannungen und Phasen ethnischer Unterdrückung nicht frei war, das andererseits zu gegenseitiger Beeinflussung in Sprache, Brauchtum und wirtschaftlichem Alltag und zu einem ersprießlichen Miteinander führte, denn die ethnischen Barrieren schwächten sich zunehmend ab (auch ohne politisch-staatlichen Druck). Die Anbindung zunächst an das Königreich Böhmen – und damit die kurzzeitige, direkte Unterordnung unter die habsburgische Suprematie – und die erst 1635 erfolgte Angliederung an Kursachsen, schließlich die Abtretung des nordöstlichen Teils der Oberlausitz an Preußen nach den Napoleonkriegen, was, obwohl der Staat Preußen längst aufgelöst ist, bis heute in der Absurdität einer schlesischen Oberlausitz (bzw. eines Niederschlesienkreises) fortlebt, stellen weitere Besonderheiten der Region dar.

Im Mittelalter wurde die Oberlausitz wie ein selbstständiges Land behandelt. Sie war ein „Sonderfall in der deutschen Verfassungsgeschichte“, denn sie „durchlief nicht die Entwicklungsstufe des fürstlichen Territorialstaates“. „Das Land war tatsächlich auf sich allein gestellt, Städte und Adel waren die tragenden politischen Kräfte“ (K. Blaschke).<sup>1</sup> Vor allem die wehrhaften Städte (Sechsstädtebund ab 1346) mit einem starken und reichen Bürgertum prägten die Machtverhältnisse, während die adlige Oberschicht als zweitrangige politische Kraft über ihre weiträumigen Besitzungen herrschte. Stadt und Land bildeten also den realen Hintergrund für diese ungleichgewichtige politische Dichotomie.

Die im späten Mittelalter entstandene eigenartige politisch-territoriale und politisch-rechtliche Stellung der Oberlausitz hatte auch ihre Schattenseiten. Letztlich fehlten dem Land ein zentral agierender einheitlicher politischer Wille ebenso wie ein repräsentativ ausgestatteter Zentralort, eine Hauptstadt, die insbesondere das beträchtliche geistig-kulturelle Potenzial der Region an sich gezogen und Platz für die mögliche Gründung einer Universität geboten hätte. Es erstaunt immerhin, dass die aufstrebende Region ohne eine solche höchste Bildungsstätte geblieben ist. Die Folge war, dass in der Epoche der Aufklärung die Oberlausitz, gemessen an der Bevölkerungszahl, zwar von allen Landschaften Mitteleuropas „mit die meisten Aufklärer von Rang“ hervorbrachte, aber die wenigsten davon am Ort verblieben, weil sie nicht dort, sondern jenseits der Grenzen ihre Wirkungsstätten fanden.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Karlheinz Blaschke: *Geschichte Sachsens im Mittelalter*, Berlin 1990, S. 302–306.

<sup>2</sup> Günter Mühlpfordt: *Oberlausitzer Aufklärer als Wegbereiter und Vorkämpfer der bürgerlichen Umgestaltung. Zur Weltwirkung einer Kleinlandschaft im Prozess der „Verbürgerung“*,

Die Sonderstellung der Oberlausitz beeinflusste auch die Kirchengeschichte der Region, der unter dem Aspekt multikonfessioneller Vergangenheit und Perspektive nun der Band 48 der Schriften des Sorbischen Instituts gewidmet ist. Die 15 Beiträge des Bandes sind nach Schwerpunkten geordnet in „Einführung“, „Glaube und Herrschaft“, „Aufbruch und Beharrung“, „Wandel und Widerstand“. In der einleitenden Betrachtung „Stätten und Stationen der oberlausitzischen Kirchengeschichte“ der beiden Herausgeber, Lars-Arne Dannenberg (Dresden) und Dietrich Scholze (Bautzen), wird in gebotener Kürze auf 1000 Jahre Christentum in der Oberlausitz, auf die Entwicklungsetappen und die einmalige ethnische und konfessionelle Spezifik der Religionsausübung verwiesen. Sie war ein Ergebnis der besonderen politisch-herrschaftlichen, rechtlichen und soziologischen Situation des Landes, in dem zwei Völker zusammenlebten. Die außergewöhnlichen Umstände, denen das Christentum in der Oberlausitz ausgesetzt war, zeigten sich deutlich in der Reformationszeit, als das Fehlen eines landesherrlichen Kirchenregiments und die Existenz unterschiedlicher Gewalten (die Städte, das Bautzener Kollegiatkapitel, das *ius reformandi* der Grundherrschaften) für einen weniger dynamischen, kompromissfreundlicheren Verlauf des Religionswechsels und eine breitere Palette neuer christlicher Glaubensformen sorgten (S. 12 f.). Selbstredend förderten die Veränderungen in Glauben und Kirche, namentlich die neue Art der Glaubensausübung, in nachreformatorischer Zeit die Identitätsfindung der Wenden/Sorben und die Reifung des Sorbischen zur Schrift- und Literatursprache.

Enno Bünz (Leipzig/Dresden) mit „„Neun Teufel, die den Pfarrer quälen“. Zum Alltag in den mittelalterlichen Pfarreien der Oberlausitz“ gewährt Einblick in das Leben eines frühneuzeitlichen Pfarrhauses. Ausgangspunkt ist ihm die „Epistola de miseria curatorum seu plebanorum“, eine anonyme Schrift satirischen Charakters, die sehr wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Bistum Meißen entstanden ist (S. 22). Der von Bünz analysierte „Brief vom Elend der Pfarrer“ erlaubt es, sich der Pfarrgeistlichkeit und ihrem Lebensmilieu aus verschiedenen Perspektiven zu nähern. Von den auf dem Titelblatt der Leipziger Ausgabe von 1489 abgebildeten neun Teufeln sind es der Bischof, der Offizial und der Patronatsherr, die auf das Spannungsfeld zwischen Pfarrei einerseits und geistlicher wie weltlicher Obrigkeit andererseits aufmerksam machen. Bauer, Heiligenpfleger, Küster sowie die Köchin, die „Gebietlerin“ im Haushalt des Pfarrers, „eine sehr übel berüchtigte Person, eine Slavin, die von Natur untreu sind“, weisen auf das dörfliche Umfeld der Pfarrkirche und das Verhältnis zur Kirchgemeinde hin (die Pfarrei Göda westlich von Bautzen betreute 1559 noch 66 Dörfer, S. 29), während der Kaplan, der Prediger und der Pfarrer selbst in die Kirche als Ort geistlich-liturgischen Lebens führen (S. 23). Die „Epistola“ zeigt ganz allgemein die Pfarrei, die eingebunden ist in ein kompliziertes System weltlicher wie kirchlicher Strukturen und ein Beziehungsgeflecht von Funktionsträgern, woraus sich Probleme und Konflikte ergeben. Das satirisch überhöhte Pamphlet erweist sich bei genauerem Hinsehen als bedeutsame Quelle für die Stellung der Pfarrei und die Rolle der Pfarrgeistlichkeit vor und nach der Reformation. Es bietet eine wirklichkeitsnahe Ansicht kirchlicher Praxis und weniger, wie Bünz meint, „ein ungewöhnlich realitäts-gesättigtes Idealbild“ des pfarrlichen Alltags (S. 25). Positives und Negatives liegen dicht beieinander, müssen gegeneinander aufgewogen und nicht – jedes für sich – über-

---

in: Die Oberlausitz in der Epoche der bürgerlichen Emanzipation, Görlitz 1981, S. 4, 24 f. (Schriftenreihe des Ratsarchivs der Stadt Görlitz; 10).

trieben werden. Die Pfarreien waren – bei aller Kritik – für die Oberlausitz eine nicht wegzudenkende Komponente der Kultur (vgl. S. 52 f.).<sup>3</sup>

Lars-Arne Dannenberg legt „Mit Schwert und Krummstab. Beobachtungen zum bischöflich-meißnischen Landesausbau in der Oberlausitz unter Bischof Bruno von Porstendorf (1209/10–1228)“ eine detailträchtige Untersuchung zur Gebietserweiterung und politisch-geistlichen Machtausdehnung des Bistums Meißen in der Hochzeit deutscher Ostkolonisation vor, die sich auf den Raum zwischen Elbe und Neiße und darüber hinaus erstreckte. Im Mittelpunkt steht die Vorgehensweise Brunos II., der machtbewusst und in Konkurrenz zum Markgrafen von Meißen, zum böhmischen König und zu einigen Adelsgeschlechtern in der westlichen Oberlausitz ein umfangreiches Siedelwerk in Gang gesetzt hatte (westlich von Kamenz und entlang der Pulsnitz). Sein Vorteil dabei war, dass er neben eigentlichen weltlichen Herrschaftsinstrumenten auch „das religiöse Ansehen in die Waagschale“ werfen konnte (S. 62). Um seine Pläne zu verwirklichen, scharte der Bischof fähige Männer um sich, die Wildland urbar und dadurch auch rechts- und herrschaftsfähig machten, er holte ebenso tüchtige Personen an seinen bischöflichen Hof, schuf sich einen engen Stab von Mitarbeitern, konzentriert in der bischöflichen Kanzlei, die über ein hohes Maß an notwendigem Herrschaftswissen verfügt haben dürften. Außerdem ließ er Burgen und Herrensitze zur Sicherung der bischöflichen Herrschaft anlegen, „er gründete Kollegiatstifte und versah seine Diözese mit straffen Strukturen“ (S. 105). Ein besonderer machtpolitischer Coup gelang Bruno II., als er 1227 die Burg und das sog. Land Stolpen seinem Einflussbereich eingliederte, weil sich dort künftig eine Art meißnischer Landesherrschaft etablierte und Stolpen zu einer bevorzugten bischöflichen Residenz wurde (S. 106). Was Dannenbergs Gedanken betrifft, die Dialektforschung für die Ausdehnung der von Bruno beförderten Kolonisation in Anspruch zu nehmen, deren Siedlerpotenzial deutsch wie auch wendisch/sorbisch war, so wäre das nur im Rückgriff auf bereits vorhandene Forschungsergebnisse möglich. Heute damit zu beginnen, scheint wenig aussichtsreich, denn der südliche Oberlausitzer Dialekt ist fast verschwunden und die bis in die Fünfzigerjahre noch bestehenden lautlichen Unterschiede zwischen den Dörfern und Kleinsträumen sind bis zur Unkenntlichkeit verwischt.<sup>4</sup> Außerdem wurde Anfang des 16. Jahrhunderts die Oberlausitz von der Pest heimgesucht.<sup>5</sup> Dies führte zu großen Bevölkerungsverlusten, die durch den späteren Zuzug von böhmischen Exulanten ausgeglichen werden konnten. Auch da dürften sprachliche Kontinuitäten mehr oder weniger stark abgewandelt worden sein. Insgesamt hat Dannenberg ein eindrucksvolles Bild bischöflich-meißnischer Landnahme und Herrschaftsausübung gezeichnet.

Die nächsten drei Beiträge sind dem Kollegiatstift St. Petri zu Bautzen (Hermann Kinne, Leipzig), dem „Kalendarium necrologicum fratrum minorum conventus in Goer-

<sup>3</sup> Vgl. übergreifend Enno Bünz: Memoria auf dem Dorf. Pfarrkirche, Friedhof und Beinhaus als Stätten bäuerlicher Erinnerungskultur im Spätmittelalter, in: Werner Rösner (Hrsg.): Tradition und Erinnerung in Adelherrschaft und bäuerlicher Gesellschaft, Göttingen 2003, S. 261–305 (Formen der Erinnerung: 17); s. auch Wolfgang Petke: Die Pfarrei. Ein Institut von langer Dauer als Forschungsaufgabe, in: Enno Bünz/Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt (Hrsg.): Klerus, Kirche, Frömmigkeit im mittelalterlichen Schleswig-Holstein, Neumünster 2006, S. 17–49 (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins; 41).

<sup>4</sup> Vgl. die deutlichen, vom Rezensenten in seiner Kindheit noch erlebten Unterschiede beispielsweise zwischen Steinigtwolmsdorf und Wehrsdorf bzw. Sohland an der Spree.

<sup>5</sup> In Wehrsdorf sollen nur sieben Einwohner übrig geblieben sein; vgl. Das schöne Bautzener Land, Heft 5: Weberort Wehrsdorf, Bautzen 1956, S. 36 f.

licz“ (Peter Dänhardt, Eichstätt/Ingolstadt) und der Autobiographie des Görlitzer Fernhändlers Hans Frenzel (Christian Speer, Jena) gewidmet. Kinne, um mehr über die Kanoniker des Stifts zu erfahren, zieht erstmals prosopographisches Quellenmaterial heran, das Auskunft über 330 Bautzener Kleriker gibt (S. 113). Er kommt zu dem Ergebnis, dass die meisten dieser Kanoniker bürgerlicher Herkunft waren, es aber schwierig ist zu unterscheiden, ob sie dem wendisch-sorbischen oder deutschen Ethnos angehörten (S. 121–127). Vor dem Hintergrund der Zweisprachigkeit in der Oberlausitz betont Kinne die integrative Kraft des Lateinischen innerhalb des Bautzener Kollegiatstifts. Gleichzeitig hebt er das besondere regionale Bewusstsein hervor (S. 134 f.). – Der Quellenwert des Totenbuches des Görlitzer Franziskanerklosters basiert ebenfalls auf seiner prosopographischen Komponente, wie Dänhardt zutreffend erkannt hat – ungeachtet dessen, dass die Personendaten nicht immer sehr ergiebig sind und des Abgleichs mit anderen Angaben bedürfen (S. 137 f.). Deutlich werden dennoch die zeit-typischen Wechselwirkungen zwischen dem Kloster, der Stadt Görlitz, einer ganzen Reihe ihrer Honoratioren und dem umwohnenden Adel. Grundlage dieser Verhältnisse waren eine eigenartige Frömmigkeit mit starkem Jenseitsbezug und das Identifikations- und Repräsentationsbedürfnis von städtischer Obrigkeit und Adel (S. 146, 148 f.). Der ganze Schatz an historischen Informationen, den das Totenbuch birgt, ist freilich noch nicht gehoben. – Die von Speer behandelte „Vita mercatoris“, die Autobiographie des Görlitzer Fernhändlers Hans Frenzel, vermittelt unverstellte Einblicke in den sozialen Aufstieg dieses Mannes, seinen Besitzstand, seine Geschäftsbeziehungen, sein karitatives Wirken, seine Kontakte in der Görlitzer Bürgerschaft und das dort verdeckt oder offen existierende Konkurrenzverhalten (konkret zu Georg Emerich, S. 153–155). Zu fragen ist, ob und inwieweit die Vita Frenzels über den Stolz auf das Erreichte und die eigene Familie hinaus auch Elemente der Selbstinszenierung enthält. – Jan Zdichynec (Prag) schließlich untersucht in seiner Studie die Konvente der Zisterzienser und Zisterzienserinnen, die die Klosterkarte der Oberlausitz im Mittelalter bestimmten und noch heute von Bedeutung sind. Ihre Beziehungen zu Böhmen stehen im Mittelpunkt, waren doch die Klöster, obwohl in beschränktem Maße (S. 194), eine wichtige Stütze der böhmischen Könige in einer Region, die aus Prager Sicht mehr einem „Nebenland“ glich. Andererseits war es gerade diese Bindung an den König von Böhmen, der sich als *defensor* und *advocatus* der Zisterzienserklöster bezeichnete (S. 187) und der während der Reformation für ihr Überleben sorgte.

Die folgenden Aufsätze haben unter dem Thema „Aufbruch und Beharrung“ die Reformation in der Oberlausitz und deren Verlauf (Cornelius Stempel, Zittau, und Jens Bulisch, Schmölln), die Baugeschichte und Funktion der Bautzener „Zwillingskirchen“ St. Nikolai und St. Michael (Jan Mahling, Bautzen), die offenbar um die Mitte des 15. Jahrhunderts erbaut worden sind (S. 233 f.), die Lausitzer Sorben im internationalen Protestantismus des frühen 18. Jahrhunderts (Alexander Schunka) und die Wurzeln des obersorbischen Kirchenliedes beider Konfessionen (Sonja Wölke) zum Gegenstand. Stempel, dessen Beitrag wie der von Dänhardt auf einer Magisterarbeit fußt, erhellt den vielschichtigen Verlauf der Reformation in der Stadt Zittau. Den Begriff Reformation als Schlagwort versucht er zwar zu umgehen, weshalb er lieber vom „Kirchenwesen“ schreibt, dennoch behandeln seine Ausführungen jenen kirchengeschichtlichen Umbruch. Aber, und darum geht es ihm, am Beispiel Zittaus soll „gezeigt werden, dass die ‚Reformationszeit‘ ein vielschichtiger und ergebnisoffener Prozess war, der keineswegs stringent auf das Luthertum sächsischer Prägung hinauslief“ (S. 199), ein die kirchengeschichtliche Forschung in der Oberlausitz gewiss befruchtender methodischer Ansatz. Immerhin wurde mit beginnender Reformation in Zittau das Kircheninventar nicht ein-

fach weggetan bzw. vernichtet, sondern Altäre wurden umgenutzt und umgesetzt (S. 206 f.). Das betrifft auch einzelne kirchliche Kapitalien. Karlheinz Blaschke folgend, konstatiert Stempel andererseits eine Vereinheitlichung und Vereinfachung der städtischen Kirchenorganisation, wobei Klosterkirchen und manche Pfarrkirche auf- und dem Verfall preisgegeben wurden (S. 208).<sup>6</sup> Ausführlich befasst sich Stempel mit dem wichtigsten Exponenten der Zittauer Reformation, Lorenz Heydenreich, und dessen behutsamen Neuerungen in Theologie und Ritus sowie dem Briefwechsel von Zittauer Humanisten mit Heinrich Bullinger, dem Nachfolger Zwinglis in Zürich. Offensichtlich gab es eine zeitweilige religiöse Offenheit in Zittau, die zwischen 1520 und 1545 eine „Phase der Unbestimmtheit“ (S. 220, 225) und ein Nachdenken über andere als Luthers religiöse Lehren zuließ. Die Gruppe von Zwinglianern, die in ihrer elf Jahre währenden Korrespondenz fassbar wird, bezeugt für Zittaus Oberschicht ein deutliches Interesse an den geistigen Kontroversen jener Jahre und damit an Zwinglis Lehre. Zittau scheint, um extremistischen Tendenzen zu entgehen, den Mittelweg einer „sanften“ Reformation beschritten zu haben, indem man alte kirchliche Bräuche nicht einfach abschaffte, sondern allmählich änderte und über Glaubensfragen nicht hitzig eifernd disputierte.

Zu ähnlichen Ergebnissen wie Stempel kommt – anhand des Amtes Stolpen – Jens Bulisch in seinem Beitrag „Die gebremste Reformation. Beobachtungen zur Einführung eines evangelischen Kirchenwesens in der Oberlausitz“. Die Reformation in einem Gebiet, „das bis dahin einer landesherrlich ordnenden Religionspolitik entzogen war“, konnte folgerichtig nicht zu einer „wünschenswerthen Revolution“ (Johann Gottlieb Müller, 1801) werden (S. 263). „Sowohl in zeitlicher Hinsicht“, so Bulisch, „wie in der Konsequenz der Durchführung war die Reformation in der Lausitz verzögert bzw. gebremst. Dies ist zwar kein Lausitzer Spezifikum, doch machen sich die besondere Verzahnung von Landes-, Grund- und Kollaturherrschaften und das damit einhergehende, auch konfessionspolitische Changieren durchaus als retardierendes Moment bemerkbar“ (S. 266). Das Ergebnis war, dass die Oberlausitz nach der Übernahme durch Kursachsen 1635 „eine besondere Landschaft blieb – gerade auch, was kirchliche Gliederung und geistliche Ausprägung betrifft“ (S. 253).

Was im Beitrag von Stempel positiv auffällt, ist die Suche und Nennung von äußeren Gründen, die den eigentümlichen Verlauf der Reformation und die Bikonfessionalität (ein Dutzend der Pfarreien blieb katholisch, S. 35) in der Oberlausitz beeinflusst haben dürften. Zu diesen Gründen zählte die Pest, die Anfang des 16. Jahrhunderts die Region heimsuchte, viele Opfer forderte und – weil Zweifel an der Macht Gottes und der Heiligen laut wurden – einer Neuorientierung im Glauben Vorschub leistete. Hinzu traten die Adelsopposition in Böhmen sowie die Türkengefahr, die dem Böhmenkönig und den Habsburgern die Hände banden, sodass die antireformatorischen Kräfte nicht hart genug gegen die Verbreitung des Luthertums in der Oberlausitz vorgehen konnten (S. 218, 224). Auch Geldprobleme spielten eine Rolle (S. 226). – In eine spätere Zeit führen die Betrachtungen von Alexander Schunka, die sich auf das „Zusammenspiel von internationaler Konfessionspolitik zwischen Großbritannien und Brandenburg-Preußen, gelehrter Kommunikation und lokalen Entwicklungen am Beispiel der Sorben und der beiden Lausitzen“ am Beginn des 18. Jahrhunderts richten (S. 268). Es sind namentlich der Brite Robert Hales und der Berliner Hofprediger Daniel Ernst Jablonski, die für diesen protestantischen Dialog in Anspruch genommen werden und die u. a.

---

<sup>6</sup> Karlheinz Blaschke: Stadtgrundriss und Stadtentwicklung. Forschungen zur Entstehung mitteleuropäischer Städte, Köln etc. 2001, S. 150.

prinzipiell für die Notwendigkeit protestantischer Erbauung in sorbischer Sprache eintraten, sowohl hinsichtlich sorbisch sprechender Geistlicher als auch protestantischer Literatur in Sorbisch (S. 270, 278). Damit erfuhren obersorbische Grammatikstudien und die sorbische Sprache insgesamt eine Aufwertung. – Einen viel früheren Vorläufer stellt Sonja Wölke (Bautzen) mit ihrer sprachgeschichtlichen und strukturellen Analyse der handschriftlich verfassten Kirchenliedersammlung des Gregorius B. vor, die ihrer Meinung nach „als eine der gemeinsamen Quellen des obersorbischen Kirchengesangs in beiden christlichen Konfessionen“ zu gelten hat (S. 292).

Die letzten drei unter dem Motto „Wandel und Widerstand“ subsumierten Beiträge des Sammelbandes sind von sehr unterschiedlichem Charakter. Birgit Mitzscherlich (Bautzen) schafft es, dank einer vorzüglichen Quellenlage, mit ihrer prosopographisch untersetzten, kirchen-, sozial- und kulturgeschichtlich hochinteressanten Studie über „Die (Stifts-)Pfarreien östlich der Neiße: Grunau, Königshain, Reichenau und Seitendorf 1835–1920“ ein regelrechtes Sittengemälde dieser katholisch geliebten Ortschaften in einer politisch wie ökonomisch bewegten Zeit vorzulegen. Wie entwickelte sich das kirchliche Leben, wie war es um die Frömmigkeit der Gemeindeglieder bestellt? Welche Spannungen ergaben sich angesichts der kirchlichen Moralforderungen und der sich stark verändernden politischen und ökonomischen Verhältnisse, wie groß war die Zahl der unehelichen Geburten und wie stand es um deren öffentliche Akzeptanz? Auf diese Fragen gibt Mitzscherlich sachkundig und – wenn möglich – statistisch unterlegt Antwort (u. a. S. 304–307). – Edmund Pech (Bautzen) äußert sich in seiner Abhandlung über die „Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die zweisprachigen katholischen und evangelischen Kirchgemeinden in der Oberlausitz“.<sup>7</sup> Hervorgehoben wird der besonders starke nationalsozialistische Druck auf die sorbisch-katholischen Pfarreien. Wie sehr die sorbische Sprache, die im Religions- und Konfirmandenunterricht und in den Kindergottesdiensten nicht mehr benutzt werden durfte, im übrigen kirchlichen Raum zurückgedrängt wurde, hing vom Mut der auf Kompromisse drängenden amtierenden Pfarrer, Kirchenleitungen und Kirchenvorstände, aber auch von den Gläubigen selbst ab – mit von Ort zu Ort unterschiedlichem Erfolg. – Rudolf Kilank (Bautzen) legt mit „Die katholischen Sorben in der DDR. Eine persönliche Bilanz“ einen sehr subjektiven Bericht vor, der einerseits kirchliche, gesellschaftliche und sorbische Ereignisse zusammenfasst, andererseits eigene Erfahrungen, Konflikte und Erlebnisse wiedergibt. Abermals ist zu fragen, ob der in der DDR ausgeübte Druck auf die Kirche ein genereller war, also katholische und evangelische Kirche (bei letzterer vielleicht etwas „sanfter“), deutsche und sorbische Gläubige gleichermaßen betraf, oder ob er, und diesen Eindruck vermittelt Kilank, mit besonderer Härte gegenüber den sorbisch-katholischen Kirchgemeinden und zum Schaden des sorbischen Ethnos ausgeübt wurde. Im Zusammenhang mit Kilanks Ausführungen und anknüpfend an Mitzscherlich sollte – neben den Klöstern St. Marienthal und St. Marienstern – wohl die Rolle der katholischen Enklave Schirgiswalde in der bikonfessionellen und zweisprachigen Oberlausitz eingehender beleuchtet werden, denn einige Pfarrer in den Gemeinden östlich der Neiße, auch Kilank selbst, waren in ihrer Dienstlaufbahn Kapläne in Schirgiswalde.<sup>8</sup>

<sup>7</sup> Siehe auch Edmund Pech: Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die Volksschulen in den „wendischen und gemischtsprachigen Gebieten“ in Sachsen, in: *Lětopis* 50 (2003) 2, S. 3–21.

<sup>8</sup> Franz A. Stoy: *Geschichte der Stadt Schirgiswalde, Schirgiswalde 1895* (Reprint Bautzen 1995).

Die beiden Herausgeber merken im Vorwort an, dass eine Kirchengeschichte der zweisprachigen Oberlausitz noch zu schreiben wäre; folglich seien die im Band versammelten Beiträge Vorstudien zu einer Synthese. Deshalb verwundert es nicht, dass beinahe alle Autoren auf bestehende Desiderata aufmerksam machen. Diese will der Rezensent zum Schluss in lockerer Reihung, ohne Kommentar und ohne Anspruch auf Vollständigkeit auflisten: eine fehlende umfassende Geschichte des Bistums Meißen und der kirchlichen Verhältnisse in der Oberlausitz (S. 23), ebenso der dortigen geistlichen Gerichtsbarkeit (S. 31); ein Mangel an (weiteren) Untersuchungen über das Verhältnis von Klerus und Laien, auch über die Pfarrbibliotheken („steckt noch in den Anfängen“) in der Region (S. 41, 52), es fehlt an prosopographischen Arbeiten über den Klerus in der Oberlausitz im Mittelalter und in der Neuzeit (S. 53); wünschenswert sind eine profunde Analyse der Siedlungsvorgänge dort unter Heranziehung des vorhandenen siedlungskundlichen Instrumentariums (S. 72) und eine umfassende Darstellung der Görlitzer bzw. der Oberlausitzer Klostergeschichte (S. 135), außerdem die weitere Beschäftigung mit dem Totenbuch des Görlitzer Franziskanerklosters unter biografischem Aspekt (S. 149), eine gründliche Bewertung der diplomatischen Dokumente über die Lausitzer kontemplativen Klöster im Mittelalter (S. 194), genauere Untersuchungen zu den Lebenswegen der Weltgeistlichen, ihrer Herkunft und ihren Aufstiegschancen innerhalb der Stadt Zittau (S. 207), dazu eine „methodisch moderne Untersuchung“ der „Zittauer Kastenordnung“ (S. 217 f.), „eine Reformationsgeschichte der Oberlausitz und ihrer Randgebiete, die auf die lokale Geschichte und die Ebene der Alltags-, Frömmigkeits- und Liturgiegeschichte heruntergebrochen wird“ (S. 266 f.), und in diesem Sinne eine genaue Analyse der Konfessionsbildung im Zuge der Reformation nicht allein in den Stiftsorten von St. Marienthal östlich der Neiße. Für die Kirchengeschichte der Oberlausitz bleibt demnach viel zu tun.

*Armin Jähne*

**Silke Kosbab, Kai Wenzel: Bautzens verschwundene Kirchen.** Lusatia Verlag: Bautzen 2008, 192 S., zahlr. Abb.

Nach 70-jähriger Abstinenz der stadtgeschichtlichen Forschung in Bautzen, die den gesellschaftlichen Verhältnissen geschuldet war, sind in den letzten Jahren mehrere bemerkenswerte Monografien zur Geschichte der alten Hauptstadt der Oberlausitz erschienen. Dazu gehört die vorliegende Publikation der Bautzener Stadtarchivarin Silke Kosbab und des in Bautzen geborenen Kunsthistorikers Kai Wenzel. Das Buch über die verschwundenen Bautzener Kirchen versteht sich „als Anregung und Baustein für eine noch zu schreibende Geschichte der Bautzener Sakraltopografie“ (S. 10). Die Autoren verbinden Darstellungen der untergegangenen Kirchen aus den kargen baulichen Überlieferungen bzw. Schriftzeugnissen und deren Interpretationen in der provinzial- und kirchengeschichtlichen Literatur seit dem 19. Jahrhundert mit den politischen, religiösen und kirchenrechtlichen Zuständen in der Lausitz vom 13. bis zum 15. Jahrhundert. Erstaunlich ist, wie es trotz schmäler Quellenbasis gelingt, ein plastisches, sozusagen virtuelles Bild dieser frühen Kirchenbauten und ihrer Bedeutung für die Stadt und ihr Umfeld zu entwerfen. Dabei werden der Forschung bisher unbekannt Archivalien und neue Bildquellen erschlossen, was die Publikation über ein bloßes Prolegomenon zum Thema erhebt. Wenzel widmet sich den Kapellen St. Georg und St. Marien, der Franziskanerklosterkirche St. Marien und der Kirche St. Nikolai. Kosbab beschreibt die